

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 8

Artikel: Reisebriefe aus dem fernen Osten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gut gemacht, mein Junge, mein Kompliment zu deiner Arbeit! Deine Schrift gefällt mir, man kann sie lesen; die jungen Leute von heutzutage schreiben wie Katzen: Aegyptische Hieroglyphen, Sarabanden von betrunkenen Ameisen; ein schönes Resultat der Stahlfedern!
(Fortsetzung folgt.)



Reisebriefe aus dem fernen Osten.

Nachdruck verboten.

Von einer Zürcher Ärztin.

Beirut, Hotel Gasmann, 7. Juni 1897.

Lieber Max!

Nach einer herrlichen Siesta in dem kühlen Hotelzimmer, erhob ich mich neugestärkt zum 5 o'clock tea, den uns die Frau Professor wiederum eigenhändig auf ihrem Zimmer bereitete und servierte. Es war mir indessen von Dr M. in Damaskus ein Telegramm übermittelt worden, laut welchem ich bereits Morgen Abend dort erwartet wurde. Somit blieb mir für heute nicht mehr viel Zeit für Beirut übrig. Prof. S. schlug vor, daß wir zu Dritt noch für ein kleines Stündchen zum Leuchtturm hinunter fahren wollten, um dann den Rückweg zum Hotel längs des Meeres zu nehmen. Dem Kutscher wurde bedeutet, er bekäme einen Extra-Bakschisch, wenn er uns flott und rasch zum Leuchtturm hinunterfahre, hingegen dürfe er langsam dem Meere entlang zurückkehren. Verständnisinnig blizten uns seine schwarzen Augen aus dem gelben Gesicht entgegen. Sein Vehikel unterscheidet sich in keiner Weise von einer gewöhnlichen Mietskutsche, ja selbst die Säule gleichen trotz der Glasperlen, welche malerisch die struppigen Mähnen und Schwänze zieren, ganz den bekannten Berliner Droschkenmähren. Um so grotesker nimmt sich der morgenländische Kutscher aus. Sein helles, faltiges Gewand ist von einem kunstvollen Ledergurt zusammengehalten. Ein buntparbiger Turban auf dem schwarzen Krauskopf und rote Babuschen an den nackten Füßen vervollständigen seine orientalische Tracht. Die Kunst des Fahrens verstand er augenscheinlich. Mit Windeiseile ließ er unser schwerfälliges Gefährt über das holprige Straßenpflaster sausen. Es ist mir heute noch ein Rätsel, daß wir auf der belebten Straße Niemanden überfahren. Selbst die trägen Straßenhunde sprangen überrascht zurück vor den

schnellenden Rädern. Einmal blieben wir geradezu stecken, eingekleilt in einem Trupp Esel, die mit Bausteinen beladen waren und in eine kreuzweis entgegentommende Karawane Maultiere, die Gemüse und Töpferwaren schleppten. Der barsüßige Eseltreiber, wie der Maultierführer schimpfen, gestikulieren, und schreien, daß einem Hören und Sehen vergeht. Unser Kutscher teilt seinerseits freigebig mit seiner langen Peitsche Hiebe über die armen langohrigen Lastthierchen aus. Endlich tut sich in der lebendigen Barrikade eine Gasse für uns auf. „Allah“ — ein leiser Ruck an den Zügeln und hindurch saust der Wagen, kaum haarbreit Raum lassend zwischen sich und den rechts und links sich stauenden Tieren.

Vorüber geht es im Fluge an weißen, fensterlosen Häuserfaçaden, an hohen Gartenmauern, an Terrassen und Zinnen, überwuchert von lustig flatternden Lianen, malerischem Unkraut und Schlinggewächsen, die wie grüne Fähnchen im Meerwind auf- und niederfächeln. Je weiter wir vor die Stadt hinauskommen, um so mehr nehmen die Gärten und Haine überhand, aus deren reichem Grün die strahlend weißen Häusermauern geheimnißvoll hervorblicken. Von größern Gebäuden liegen hart am Wege das deutsche Johanniter-Hospital und das amerikanische College. Architektonisch sind beide kaum bemerkenswert, aber die tropische Blumen- und Pflanzenfülle ihrer Gärten wirkt überraschend. Ich sah ganze Gruppen von Sykomoren, Maulbeerbäumen und Dattelpalmen. Das „Zuckerrohr“ mit seinen schlanken Schäften bildet einen reizenden Schmuck der Zierbeete. Feigen-Kaktus und blühende Geranienbüsche wachsen zu förmlichen Hecken aus; dicht neben dem saftigen Grün der Citronen und Orangenbäume finden sich die silbergrauen Töne des Delbaumes. Schützend breitet die italienische Pinie ihre schirmartigen Nester über ganze Gruppen mächtiger Farnkräuter. Zahlreich vertreten sind Oleander, Myrthen und Lorbeergebüsch. Azaleen, Aloë, Thymian, Lavendel, Salbei und Heliotrop gedeihen ohne jede Pflege. Mandel-, Pfirsich- und Granatbäume stehen in dichten Hainen zusammen. Die üppig wuchernde Weinrebe umschlingt die kahlen, schlangenartig gewundenen Nester der Feigenbäume.

Natürlich verlangen Gärten und Haine ihre regelmäßige Bewässerung, mindestens wöchentlich ein Mal, sonst würde diese grüne und bunt schillernde Herrlichkeit von der tropischen Glut der Sommer Sonne bald gänzlich versengt und verdorrt werden, denn man muß nicht vergessen: Beirut hat, etwas im Gegensatz zu Zürich, Basel und Hamburg, fünf bis sechs Sommermonate lang (oft werdend auch acht Monate) nicht einen Tropfen Regen zu erwarten! Der syrische Städter und Bauer kann sich also nicht auf die mühelose Gratisversorgung seiner Felder durch die Wasser-

schleusen des Himmels verlassen — dafür braucht er aber anderseits auch nicht in die Hagelwetterversicherungs-Gesellschaft und Uberschwemmungsentzündungskasse (schreckhafte Wörter für eine schreckhafte Sache!) zc. sich aufnehmen zu lassen. „Jedes Ding hat seine zwei Seiten.“

Als wir die Stadt hinter uns gelassen hatten, wurde die Fahrstraße einsamer. Die Abendshatten sind schon länger geworden. Auch das Tageslicht ist nicht so grell mehr, es beginnt sich tiefer gelblich zu färben. Eine sabbatliche Stille senkt sich mit dem Abendfrieden herunter. Die wenigen ländlichen Eingebornen gleiten in ihren faltigen Gewändern und nackten Füßen wie abgeschiedene Geister, oder noch besser, wie flüchtige Frauengestalten vorüber. Jetzt sehe ich auch zum ersten Mal eine Karawane von Lastkameelen daherziehen. Wie wunderbar paßt dieses Tier in die friedliche Einsamkeit und abendliche Ruhe einer Tropenlandschaft hinein. Auf leisen, sammetweichen Sohlen, feierlich und gemessen, schreiten sie langsam vorbei; eines gemächlich hinter dem andern. Das Kameel mit dem träumenden, nachdenklichen Ausdruck seines klugen Auges, mit der gelehrten vorstehenden Unterlippe, mit seiner gebeugten Haltung — ist es nicht der Philosoph der Tiere? Man könnte es auch „den Heiligen der Wüste“ nennen — es liegt ein Ausdruck von milder Resignation, müdem Weltschmerz und philosophischer Denkerruhe über seinem tierischen Antlitz!

Professors neckten mich sehr wegen meiner Schwärmerei für die wüsten Heiligen, wie der Professor in Schnöder Travestie meine Kameele taufte. Er gab mir den Rat, ich solle mir in Urfa ein Reitkameel halten und meine Praxis vermittelst dieses altertümlichen Beförderungsmittels besorgen. Ich versprach natürlich, mir die Sache, der Romantik halber, zu überlegen, sowie im Falle dieses Falles dem spottfüchtigen Ehepaar eine Photographie meiner Person hoch zu Kameel als Erinnerungszeichen zu stiften. Indessen waren wir in raschem Tempo am mächtigen Leuchtturm vorbei gegen das felsige Meeresgestade hinuntergefahren.

Zwischen den Windungen der Straße hindurch hat man die schönsten Ausblicke auf die blaue Meeresflut, die mehr und mehr zum Vorschein kommt. Die letzte Krümmung des Weges liegt hinter uns, dem bewundernden Blick eröffnet sich ein gewaltiges Panorama. Man sieht den blauen Himmel und die graugelben Sanddünen, die weite See mit den eilenden Schiffen, und zur Rechten die weiße Stadt, wo rote Dächer und helle Terrassen, schlanke Minarets und Kirchenkuppeln aus dem dunklen Grün der Gärten emporschimmernd auftauchen. Und über all dieser Herrlichkeit ferne Höhen mit ragenden Pinien und einsamen Chypressen, darüber

nacktes, tiefbraunes, wildes Felsgestein und endlich nach oben, das Bild abschließend: die kühne Bergspitze des Djebel Sannin, der mit schneeigem Helm, wie ein trotziger Nordländer in den südlichen Himmel hineinstrebt. Wie wunderbar schön alles dies ist. So blau können Himmel und Meer nur im Süden sein, so weiß Häuser und Terrassen nur im Morgenland. Von hier aus betrachtet, scheint Beirut unmittelbar am Fuße des Libanons aufgebaut; die amphitheatralische Schichtung dieses Gebirges und die, infolge dessen, ähnliche Gliederung der Stadt fallen frappirend in die Augen. Alle diese Höhen mit dem Schmuck der Gärten und Häuser schmiegen sich dem blauen Meerbusen so eng an, daß es den Anschein hat, als ob die rasch gleitenden Schiffe mit vollen Segeln, Masten und Schloten über Stadt und Berg dahinfahren wollten. Und jetzt wartet unser noch ein herrliches Schauspiel, welches das untergehende Tagesgestirn uns bereitet, gleichsam als Entschädigung für die Hitze oder Qualen, die wir tagsüber von den sengenden Strahlen ausgestanden hatten. Ein solcher Sonnenuntergang am Meere ist unbeschreiblich schön! Unter und neben der glühenden Sonnenscheibe schiebt sich zartes, duftiges Wolkengefieder empor. Es ist, als ob eine farbenschildernde Schar von riesenhaften Paradiesvögeln aus der Sonnenglut heraus nach allen Seiten hin davonflatterte. Wie eine grandiose Allegorie der Phönixsage spielt sich dieses Sonnendrama ab. Auf den Meereswellen wogen die kühnsten Farben und Tinten durcheinander. In das ursprüngliche Tiefblau mengen sich gelbe, rote, purpurne, violette Töne, dazwischen leuchtet es auf wie von meeresgrünen und silberweißen Lichtern, die roten Farben nehmen mehr und mehr überhand. Schließlich ergießen die schrägen Sonnenstrahlen über alles eine rosige Glutwelle. Die ganze Atmosphäre verschwimmt in heißgelben und purpurroten Dünsten; wie rotglühendes, flüssiges Metall kochen die unendlichen Wassermassen der See. Dieses blendende Feuerwerk verpufft rasch, sobald der glühende Ball am Horizont verschwunden. Die Farben zerfließen und verblaffen, nur die Wasserspiegel glühen noch nach, die letzten Sonnenreflexe beginnen mit den Abendshatten ein wunderliches Spiel. Doch mehr und mehr dehnen sich die dunklen Flächen aus und saugen die letzten roten Tinten und Töne ein. Langsam fahren wir der Stadt zu, links das dunkelnde Meer, über uns der weißlich-mattblaue Nachthimmel mit seiner ungezählten Sternemenge.

Aus dem nächstgelegenen Stadtteil tönt von einem schlanken Minaret herunter der scantillirende Ruf des Muezzin, klar, deutlich, hell, die Abendstille durchschneidend, und doch so fein und geheimnißvoll, als klänge er aus dem Himmel herab. Im Hafen und am Strande blitzen Lichter auf



Ein angehender Künstler.
Von Geza Peste.

und diese Lichtpünktchen scheinen sich langsam über die ganze Stadt zu verbreiten. Es ist, als ob Feenhände die ganze Stadt mit schimmernden Sternchen bestreut hätten, einzig die Gärten und Haine schlummern und träumen in tiefer Dunkelheit. Unser Weg ist menschenleer, still und einsam, aber die doppelte Brandung des Meeres und des Stadtlärms zieht in stetig anschwellenden Tönen uns entgegen. Und nun steigt über den bewaldeten Hängen des Libanon die volle Scheibe des Mondes empor, groß und rötlich-golden und von einem solchen gleißenden Leuchten, wie wir ihn nie im Norden gesehen haben. Es wird einem ordentlich märchenhaft zu Mute: der Wagen rasselt bergauf und bergab, ein traumhaftes Sehnen und Wünschen, ein leises, süßes Heimwehgefühl schwillt in der Seele auf und ab. Niemand von uns spricht ein Wort, wir träumen und sinnieren mit offenen Augen. Die schneeigen Rinnen des Libanon, die im magischen Mondlicht zu uns herabgrüßen, sie wecken wohl in uns allen das sehnsüchtige Verlangen nach der lieben nordischen Heimat, wo derselbe Mond jetzt sein bleiches Licht ausgießt auf die stolzen Firnen unserer unvergesslichen Schneeberge. Da ertönt plötzlich warnend die Stimme des Professors: „Gheiets mer nöd zum Wagen us, Sie schlöfrige Mundschiprinzessin!“ Solch schwizerdütscher Apostrophierung hält keine noch so poetische Stimmung stand. Wir geraten im Nu wieder in eine lebhafte Unterhaltung hinein. Ja, es entspinnt sich sogar bald ein hitziges Wortgefecht über die Vorzüge und Nachteile des Radfahrens für das weibliche Geschlecht. Der ungalante Professor meinte von seiner hohen ästhetischen Warte herunter: „Jede hübsche Frau wirkt häßlich auf dem Rad. Eine häßliche, unscheinbare Frau aber ist scheußlich, wenn sie da auf dem rollenden Rothurn hergestrampelt kommt! Ich fragte sehr spitzig zurück: „Muß denn alles, was eine Frau tut und läßt, in erster Linie darauf geprüft werden, ob es ihr auch zu Gesichte steht und ob sie unter allen Umständen gefällt, (den Herren der Schöpfung natürlich gefällt?)“

„Gewiß, jede Frau, ob häßlich oder schön, soll stets zu gefallen suchen. Eine unästhetische Frau, ohne jede berechnete Eitelkeit, ist wie eine Blume ohne Duft“ — lautete die pathetische Antwort. Wir waren glücklicherweise am Hotel angelangt, wo wir souperieren wollten. Ich nahm Frau Professors Arm und beglückwünschte sie neckisch, daß sie der bevorzugten Blumen-species gehöre, so daß ihr Duft sogar dieses ruppige Distelgewächs von einem hyperästhetischen Professor dermaßen betäubt hatte, um aus einem stacheligen Junggesellen einen für gewöhnlich sehr lebenswürdigen Gesellschafter zu machen. Um mir für den Spott feurige Kohlen auf mein Haupt zu sammeln, bereitete mir der Professor in zwei

Flaschen die schönste Limonade als Reisegetränk für die morgige Eisenbahnfahrt. (Es schien mir aber, als ob der gute Mann mit dem sauren Saft freigebiger umging, als mit dem obligaten Zucker und Syrup!) Wir soupierten indessen doch einträchtig bei herrlichstem Mondschein auf dem terrassenähnlichen Dach.

Erst nach 10 Uhr trennten wir uns. Wir sagten auf Wiedersehen, da Professors mich morgen zur Bahn begleiten wollten. Todtmüde zog ich mich in mein weites, hallendes Zimmer zurück, dessen hauptsächlichste Möblierung aus einem Riesebett bestand. Ganz überdacht und umgeben von einem dichten Moskitonez, sah dieses weiße Ungethüm aus, wie ein hochgetürmter Sarkophag. Trotz Marmorboden und deutscher Keilichkeit war so ziemlich jede Spezies südlichen Ungeziefers in und um meine Lagerstatt vertreten. Ich rückte mit großer Anstrengung mein Bett noch mehr von der Wand ab und hielt mit dem Licht in der Hand eine rekognoszierende Inspektion. Die bloße Heerschau über diese blutdürstigen Scharen weckte mir ein universelles Juck- und Kratzgefühl. Ich verwünschte meine Neugierde, löschte das Licht und legte mich wie Swifts Gulliver resigniert unter das insektenhafte Pygmäengeschlecht.

Ich hatte einen urkomischen Traum und daran war nur der Professor mit seinen ästhetischen Spitzfindigkeiten schuld.

Ein Stich an der Hand weckte mich jäh und vertrieb den tollen Spuck, den ich geträumt. Trotz meiner Schlafbefangenheit suchte ich nach Streichhölzern und machte Licht, wobei ich beinahe das Moskitonez samt den Bettgardinen in Brand gesteckt hätte. Dann hielt ich ein unbarmherziges Standgericht an den nächtlichen Quälgeistern — und diese Parforce fiel wirklich ergibig aus! — Seufzend erinnerte ich mich der prophetischen Knittelverse:

„Wer nie des Tags an der Sonne briet,
Wer des Nachts nicht im Kampfe mit Wanzen entbrannte,
Wer nie unter Flöhe und Mücken geriet,
Der kennt dich nicht, du himmlische Levante!“

Nach der Säuberung der Walfstatt! suchte ich noch einmal den Schlummer auf. Im Einschlafen kam mir noch schauernd die Variante obiger Parodie in Sinn, welche die Reisegenüsse schildert, die uns im Winter der Orient bringt:

„Wer nie am Mangal*) fröstelnd saß,
Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Wer Pilav**) nie mit Unschlitt aß,
Der kennt dich nicht, du himmlische Levante!“

*) Kohlenbecken.

**) Reis.

Trotz dieser beunruhigenden Aussichten für die Zukunft und allen gegenwärtigen Schrecken einer südlichen Sommernacht zum Trotz schlummerte ich bald wieder ein und schlief diesmal den tiefen, traumlosen Schlaf der Jugend.

Eine soziale Reform.

(Referat über einen von Prof. E. Tappolet in der Jahresversammlung der Pestalozzigeellschaft am 2. Dezember 1898 gehaltenen Vortrag.)

Von Dr. Hedwig Waser.

Es war vorauszusehen, daß die Pestalozzigeellschaft, die Volksbildung- und Wohlfahrt zugleich heben möchte, sich einmal mit ihrem größten Feinde, dem Alkoholismus, auseinandersetzen würde. Den Jüngern Pestalozzis hätte es zudem schlecht angestanden, sich feige an dem mächtigen Herrscher Alkohol vorbei zu drücken. Wohl ist es nicht unbedenklich, ihm gegenüber Stellung zu nehmen, gibt es doch merkwürdigerweise viele Leute, die ein kritisches Gespräch darüber fast weniger ertragen können, als einen Angriff auf ihre heiligsten Gefühle, während andere mit einem überlegenen Lächeln auf die „paar verrückten Fanatiker“ glauben herab sehen zu können, die an solch selbstverständlichen Dingen rütteln zu können glauben.

Fanatisch durfte jedenfalls der Vortrag nicht genannt werden, zu dem die Pestalozzigeellschaft in ihrer Jahresversammlung von 1898 dem Herrn Professor E. Tappolet das Wort gab. So einfach und kühl als möglich wurden hier Tatsachen und die daraus sich ergebenden Forderungen vorgeführt. —

In der Einleitung macht der Vortragende darauf aufmerksam, wie wandelbar menschliche Anschauungen sind. Von vornherein ist man geneigt, die Gewohnheiten seiner Umgebung, unter denen man aufgewachsen ist, für berechtigt, ja naturnotwendig zu halten, während die Kulturgeschichte dem Kundigen unzählige Beispiele großer Wandlungen in Sitten und Anschauungen aufweisen kann. Wer z. B. vor hundert Jahren die Eltern hätte gesetzlich verpflichten wollen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, wäre von diesen als anmaßlich eingreifender Bildungsfanatiker groß angesehen, abgewiesen und ausgelacht worden. Heute scheint uns dieser Standpunkt lächerlich, während er in Italien noch seine Anhänger hat. Was für die Einführung der Volksschule, gilt für jede soziale Reform. In einzelnen denkenden Köpfen reißt eine Anschauung, die vorerst